

WOLFRAM MAUSER

„Am Starkstrom Gegenwart“

Christa Wolfs *Kassandra*: Eine Identität-sprengende Phantasie

„Am Starkstrom Gegenwart“

Christa Wolfs *Kassandra*:
Eine Identität-sprengende Phantasie?

In einem Gespräch (1982) sagte *Christa Wolf*: „Es ist meine grundlegende Lebensform, in Widersprüchen zu leben – das wäre nichts, was ich negativ finde oder je gefunden habe. Unbequem kann es zwar sein, auch sehr irritierend; es kann einen selbst in Frage stellen; nur ist es nicht zerbrechend oder tödlich, wenn es sich um Widersprüche handelt, die sich gegenseitig zu Lösungen treiben.“¹

Aus dem Widerspruch zu schreiben wurde in den vergangenen zwanzig Jahren zur Signatur ihres Künstlertums. Ein solches Selbstverständnis als Autor der DDR bedeutet, aus dem spannungsvollen Widerspruch zum real existierenden Sozialismus zu schreiben, es bedeutet für *Christa Wolf* fortschreitend aber auch: aus einem Widerspruch zu den lebensfeindlichen Verhältnissen allenthalben auf diesem Planeten zu schreiben.

1979 äußerte sie: „Ich muß einfach akzeptieren, daß ich eine solche Spannung darstelle. Aber ich habe nie gesehen, daß ich ein der Gesellschaft absolut gegenübergestelltes, von ihr abweichendes, um keinen Preis mit ihr in Übereinstimmung zu bringendes Wesen sei. Ich sehe eher, daß man in einer Gesellschaft, die im Grunde Produktivität erfordert . . ., dieses Spannungsverhältnis fruchtbar machen kann.“ *Christa Wolf* sieht einen besonderen Vorzug der DDR darin, daß „wirkliche Widersprüche vorhanden sind, keine Einhelligkeiten, sondern sehr starke Konflikte“, und sie fügt hinzu: „Da liegt genau die Hoffnung für Literatur.“ Auch dann, wenn Widersprüche „zerreißend sind und ausweglos erscheinen“, hält sie es für geboten, sich ihnen zu stellen.²

„Am Starkstrom Gegenwart hängen“³ bezeichnete *Christa Wolf* – *Ingeborg Bachmann* zitierend – ein Schreiben, das seine eigentlichen Impulse aus den Widersprüchen und Konflikten der eigenen Zeit und des Lebens in ihr gewinnt. Es ist ein – wie es *Christa Wolf*

nennt – „eingreifendes Schreiben“,⁴ dem es nicht darum geht, die Widersprüche nachzuzeichnen, sondern sie produktiv werden zu lassen; dazu allerdings – so *Christa Wolf* – darf man Widersprüche nicht umschreiben, man muß sich in sie hineinbegeben, „sozusagen in den Mittelpunkt des *hurricanes*: das ist meiner Meinung nach Aufgabe der Literatur“.⁵ An diesen Äußerungen sind zwei Aspekte wichtig: Es kommt *Christa Wolf* darauf an, sich in den Widerspruch der Zeit zu begeben, in den „Mittelpunkt des *hurricanes*“, – und darauf, diesen Widerspruch produktiv zu machen, als Aufgabe und Hoffnung der Literatur.

Man könnte nun über die Widersprüche und die Konflikte sprechen, denen eine Autorin der DDR ausgesetzt war und ist, und über das, was ein spannungsvolles Verhältnis dieser Art für die Identitätsbildung bedeutet. Dies wäre ohne Zweifel ein lohnendes Thema; es würde aber zu Spekulationen verleiten, da sehr viele wichtige Daten (noch) nicht verfügbar sind. Ich werde daher nicht über die *Person* Christa Wolf sprechen und auch nicht über die Autoren der DDR generell. Ich frage vielmehr nach dem, was solche Widerspruchs- und Konflikterfahrungen für die *Imagination* einer Autorin der DDR bedeuten, d. h. wie sie sich in ihrem Werke niederschlagen. Was für Phantasien hält eine Autorin der DDR fest, die sich – nach eigenem Bekunden – in den Widerspruch der Zeit begibt und diesen Widerspruch produktiv machen will?

Einen Teil der Ergebnisse nehme ich vorweg: *Christa Wolfs* Absicht, Erfahrungen von Widerspruch und Konflikt produktiv zu machen, führt zur Konzeption von Figuren, für die die gewohnten Vorstellungen von Identität nicht mehr gelten. Diese Figuren bezeugen – auf der Ebene der Phantasie – ein verändertes Bild vom Menschen und verdeutlichen möglicherweise einen Paradigmenwandel, dessen Folgen noch nicht absehbar sind.

Zur Begründung dieser These gehe ich von zwei Textbeispielen aus. Im 15. Abschnitt von „Nachdenken über Christa T.“, in dem es um die Auswirkungen des Ungarnaufstandes (1956) geht, stehen die Worte: „Das Spiel mit Varianten hat aufgehört. Es kann nicht mehr die Rede davon sein, nach Wunsch die Bühne zu wechseln oder einfach hinter dem Vorhang zu bleiben“ (N 136).⁶ Der Aufstand löste in *Christa T.* und in der Erzählfigur unerwartet eine Erkenntnis aus, die für das Buch von entscheidender Wichtigkeit ist. Sie hat Folgen. Unter anderem für das, was wir gewohnt sind, als Identität zu bezeichnen.

Zur Situation: Am 23. 10. 1956 brach in Ungarn ein Volksauf-

stand aus, der größere außen- und innenpolitische Freiheit zum Ziel hatte. Er wurde durch sowjetische Truppen niedergeschlagen. Vor allem in Budapest wurde heftig gekämpft. Die Welt in Ost und West hielt den Atem an. Die Erzählerin erinnert sich an eine „ungewöhnlich finstere“ Nacht, in der sie mit Christa T. und anderen zusammen erfuhr, d. h. in der ihr bewußt wurde, was es bedeutet, daß in Ungarn, einem sozialistischen Land, gekämpft wird, daß dort Sozialisten auf Sozialisten schießen. In die Berichte über das Geschehen mischte sich – in den westlichen Rundfunkanstalten – „das große, kaum unterdrückte Hohngelächter über das Scheitern dessen, was sie ‚Utopie‘ nannten (N 132). Mit einmal erschienen die bis dahin gültigen Rollenvorstellungen überholt.

„Wir wußten ja selbst nicht, was das für eine Nacht war, wir haben Jahre gebraucht, es zu wissen. Nur daß die Kämpfe der Alten auf einmal unsere Kämpfe wurden, das fühlten wir gleich, mit großer Deutlichkeit. Und daß sie uns nicht gestatten würden, in die Rolle der Betroffenen zurückzuweichen. Doch auch die Rolle der eisern Gläubigen war abgesetzt, die Bühne, auf der man solche Rollen spielte, war verdunkelt. Ja, ein plötzlicher Lichtwechsel hatte stattgefunden, vorausgesehen hatten wir ihn nicht. Erst später fragten wir uns: Warum eigentlich nicht? In jener Nacht bei unserem Tee, der kalt wurde, als die vielen hämischen Stimmen sich in unserem Zimmer trafen, merkten wir nur die Verdunkelung der Welt und merkten nicht, daß bloß die Bühnenscheinwerfer gelöscht waren und wir uns daran gewöhnen mußten, in das nüchterne Licht wirklicher Tage und Nächte zu sehen“ (N 132).

Die Szene vergegenwärtigt stärker als andere des Buchs – und ganz sicher nicht zufällig an einem politischen Ereignis von großer symbolischer Bedeutung für Ost und West – eine ruckartige Veränderung des *Wahrnehmungsvermögens*. Sie macht die Wirklichkeitsfremdheit der bis dahin gewohnten Sicht- und Verhaltensweisen deutlich. Und sie macht bewußt, daß dieser Wirklichkeitsblindheit gegenüber nur ein geschärftes Wahrnehmungsvermögen etwas ausrichten kann. Dabei haben auch Irrtümer ihre Bedeutung. Für die Erzählerin liegen sie darin begründet, daß man die Dinge bislang nicht sah, „wie sie wirklich sind“, und die Ereignisse, „wie sie wirklich passieren“, sondern daß man – „ihrer lange entwöhnt“ – „ihren Abglanz in Wünschen, Glaubenssätzen und Urteilen für sie selbst genommen hat“ (N 133). Dies sei psychologisch auch begründet: „... wir fühlten uns an ein Versprechen gebunden, das wir in Wirklichkeit niemals gegeben hatten, aber es war stärker als irgendein Schwur, den man tatsächlich abgibt: Allen soll geholfen

werden, gleich“ (N 130). Die große Stunde des gemeinsamen Aufbruchs, die Begeisterung und die Zukunftsgewißheit der ersten Jahre will die Erzählerin für Christa T. und für sich nicht verleugnen. Aber alles dies tritt nun in einen neuen Erfahrungszusammenhang. Im „nüchternen Licht wirklicher Tage und Nächte“ (N 133), das sich mit Budapest plötzlich einstellt, hält die Selbsttäuschung nicht mehr stand. „Christa T. verstand, daß sie, daß wir alle [Christa T., die Erzählfigur und andere ihres Bekanntenkreises, ihrer Generation] unseren Anteil an unseren Irrtümern annehmen mußten, weil wir sonst auch an unseren Wahrheiten keinen Anteil hätten“ (N 133). In der Tat, für eine Generation wie die *Christa Wolfs*, die in der NS-Zeit Verblendung und Ernüchterung in drastischer Weise miterlebt hatte, wird die Enttäuschung von 1956 zu einem Trauma.

Im Schatten der Kämpfe von Budapest kann die Identifikation mit den herrschenden Rollen (Betrogene – eisern Gläubige) vor der Unerbittlichkeit der Tatsachen nicht mehr bestehen. Sie sind aber auch nicht einfach ersetzbar. Woran wird man sich gewöhnen müssen, wenn man bereit ist, die Realität anzuerkennen? Vor allem wohl daran, daß die Grunderfahrung des sozialistischen Staates nicht im gewaltfreien Ausgleich, nicht in einer klassenlosen Gesellschaft und nicht in einer Welt aufgeht, in der allen in gleicher Weise und sofort geholfen wird. Auch das sozialistische System produziert Widersprüche und Ungleichheit: der Skrupellose findet Förderung, der Rücksichtslose wird bevorzugt, für den Karriere-Süchtigen stehen besondere Chancen bereit, vor allem aber: es kann Gewalttätigkeit großen Stils im eigenen Herrschaftsbereich nicht verhindern. Und doch: die „hämischen Stimmen“, das „große, kaum unterdrückte Hohngelächter“ aus den westlichen Rundfunkstationen verletzen tief. Zugespitzter ist eine Widerspruchssituation kaum vorstellbar.

Die Dinge „im nüchternen Licht wirklicher Tage und Nächte“ zu sehen, heißt also, sie in der Unauflösbarkeit dieses Widerspruchs zu akzeptieren. Dies bedeutet vor allem, zur Sache des eigenen Staates und zur Idee des Fortschritts im Sozialismus zu stehen, *obwohl* sie Widersprüche, Entfremdung, ja Gewalttätigkeit nicht nur nicht beseitigen können, sondern produzieren. Es ist kein Zufall, daß die Erzählerin in dem Abschnitt, der vom ungarischen Aufstand und von dessen Folgen handelt, auch von jener Straßenbahnschaffnerin erzählt, die Christa T. in der Klinik kennenlernt, von jener Frau, die unter den Mißhandlungen und Vergewaltigun-

gen des eigenen Mannes leidet und sich dennoch weigert zuzulassen, daß etwas gegen ihn unternommen wird, die darauf verzichtet, sich ihr Recht zu nehmen. Es ist das Bild einer Frau, der man nicht helfen kann, die „in dem Leben hängenbleiben würde, das sie schon mit auf die Welt gebracht hatte“ (N 131). Die Unausweichlichkeit der Widersprüche in Politik und Gesellschaft, sie bestimmt das Leben vieler einzelner.

Christa T. hatte – im Unterschied zu dieser Frau – „mit uns“, wie die Erzählerin sagt, „das Glück, in dem Alter, in dem man mit Leidenschaften rechnet, gezwungen zu werden, sich selbst hervorzubringen“ (N 131–132). Sie hielt an der Frage fest: „Was ist das: Dieses Zu-sich-selber-Kommen des Menschen?“ und an dem „Versuch, man selbst zu sein“ (N 5,9). So versteht man als Leser: Das, was Christa T. auszeichnet, was sie für die Erzählerin zu einer interessanten Figur macht, zu einem lohnenden Objekt des Nachdenkens, ist zweierlei: das geschärfte Wahrnehmungsvermögen dieser Frau und ihre Bereitschaft, sich auf Widersprüche einzulassen, ja sich in Widerspruchskonstellationen anzusiedeln. Beide Aspekte betreffen nicht Allgemeines, alles und jedes, sondern das, was den Menschen am nachhaltigsten schädigt: Entfremdung, die Erfahrung, zum Objekt gemacht zu werden. Dies zu verhindern, ist für *Christa Wolfe* eine politisch bedeutsame Aufgabe, zugleich ist sie der Kern einer neuen Ethik. Im Gespräch mit *Kaufmann* äußert sie: „... unmoralisch ist alles, was uns, was die Massen hindert, vom Objekt zum Subjekt der Geschichte zu werden.“ Und sie fügt hinzu: „Und, davon ausgehend – warum sollte sich nicht auch der sozialistische Autor als ‚Moralist‘ begreifen?“⁷

Die bohrende Frage nach den Widersprüchen in der Einzelperson, in der die Widersprüche der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse ausgeglichen werden, führte die Autorin zunächst zu dem Versuch, Licht in die Vorgeschichte zu werfen, die zur Teilung in zwei deutsche Staaten führte („Kindheitsmuster“) – und die auch *Christa Wolfs* eigene Vorgeschichte ist – und in einer weiteren Folge zu den Bemühungen, die Vorgeschichte unserer Epoche im bürgerlichen 19. Jahrhundert („Kein Ort. Nirgends“) zu erhellen. Ich gehe auf diese Erzählungen nicht weiter ein, sondern leite mit folgender Überlegung zu „Kassandra“ über.

In „Nachdenken über Christa T.“ wollte die Autorin doch sagen: Wer wie die engagierten jungen Bürger der DDR in der Nacht des Ungarnaufstandes ruckartig in den Besitz eines neuen Wahrnehmungsvermögens gelangte und sich zugleich der Unauflösbarkeit

der Widersprüche des Systems bewußt wurde, konnte nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Zu elementar betrafen sie die Widersprüche, zu tief gingen sie unter die Haut, zu schmerzhaft fiel jeder einzelne aus den gängigen Rollen heraus. Wer dies erlebte, mußte sich darüber hinaus fragen, ob ein Verhalten nach gewohnten Identitätsvorstellungen überhaupt noch eine Chance bot, mit solchen Widersprüchen fertig zu werden. Würden sie nicht geradezu daran hindern, Konflikte produktiv zu machen und über sie den Weg in die Zukunft zu gehen? Was bedeutet „Zu-sichselber-Kommen“ angesichts einer solchen Herausforderung? Kann es Identitätsfindung im üblichen Sinne bedeuten?

Unumgebar stellt sich die Frage: Was heißt: einen Konflikt, einen Widerspruch produktiv werden zu lassen? Auf welche Weise kann dies dem einzelnen gelingen? Was bedeutet dies für ihn? für die anderen? Mehr als in „Nachdenken über Christa T.“, „Kindheitsmuster“ und „Kein Ort. Nirgends“ kann *Christa Wolfs* Cassandra-Phantasie als eine mögliche Antwort auf diese Fragen gelesen werden; als eine Antwort, wie die Autorin sie im Jahre 1983 geben konnte. Was sie die Erzählfigur entwerfen läßt, ist der Versuch, eine gedachte ethische (und politische) Position des Widerspruchs auszuphantasieren oder – wie sie Cassandra es sagen läßt: die „Schmerzprobe“ zu machen, das „Gedächtnis“ anzustechen, so wie man „ein Glied ansticht“, um zu sehen, ob es abgestorben ist (K 8).⁸ Die Erzählerin bildet in der Figur der griechischen Seherin und Priesterin nicht einen wünschbaren oder möglicherweise erreichbaren Zustand ab, sondern führt ein bestimmtes gedachtes Verhalten vor Augen. Sie läßt eine junge Frau von ihrem Wahrnehmungsvermögen Gebrauch machen. Dabei wird sichtbar, was und wieviel an Unaufgelöstem, Unauflösbarem sich hinter der gewohnten Mauer von Identifikationen verbirgt. Kassandras Wahrnehmungsvermögen hindert sie daran, an gewohnten Identifikationen, an gewohnten Zuordnungen, an gewohnten Vorurteilen, an gewohnten Verdrängungen und an gewohnten Ausblendungen festzuhalten; mehr: sie setzt sie für sich außer Kraft – und damit „Identität“ als Kategorie der Lebensführung. In einer Welt, in der Wahrnehmungsverzicht gang und gäbe ist, und damit die zynische Bereitschaft, die Dinge so zu sehen, wie die herrschenden Vertreter von Macht und Interessen sie sehen wollen, steckt in der Entfaltung von Wahrnehmungsvermögen eine ungeahnte Brisanz. Dies vor allem dann, wenn sich – wie bei Cassandra – das Wahrnehmungsinteresse vorwiegend auf politisch-gesellschaftliche Zusammen-

hänge richtet (Mann – Frau, Krieg – Frieden, Macht – Ohnmacht) und unbeirrbar einen moralischen Anspruch vertritt, der sich vor allem in einer scharfen Empfindlichkeit für das äußert, was den Menschen zum Objekt macht.

Ich will versuchen, den Aspekt ‚Produktiv-Werden des Widerspruchs‘ anhand einer Textstelle aus *Kassandra* näher zu beleuchten: dabei bin ich mir bewußt, daß ich mit diesem kurzen Ausschnitt nur einige Maschen eines dichten Netzes von Bedeutungszusammenhängen aufnehme. Ich wähle den Abschnitt, der vom ersten Auftritt Agamemnons und des Paris berichtet. Die Erzählerin zeigt, wie schwierig es für *Kassandra* ist, sich ein Bild von der Verknüpfung der Ereignisse zu verschaffen. Sie erfährt vom Fluch, der dem Orakel nach auf Paris lastet, die Tatsache, daß er ausgesetzt wurde, wider Erwarten am Leben blieb, eine Bärin ihn säugte und daß er zu einem unvergleichlich schönen Jüngling heranwuchs. Durch den Urteilsspruch, mit dem er *Aphrodite* den Vorzug gab, gewann er deren Wohlwollen und Schutz. Sie ermöglichte es ihm, *Helena*, die Gemahlin des *Menelaos*, zu entführen. Andeutungen, versteckte Hinweise und halbe Wahrheiten muß *Kassandra* ebenso entschlüsseln wie die besondere Art des Schweigens, auf das sich die alten Frauen vom Berg *Ida* besonders gut verstehen. Sie lernt ahnen, was zu verschweigen ist und aus welchen Gründen.

Ihr eigenwilliges Sehen-Wollen zielt aber nicht auf die Kenntnis der alten Götter- und Heldengeschichten, sondern auf das, was sich an fragwürdigem menschlichem Verhalten dahinter verbirgt. Sie lernt Paris, den Ausgestoßenen, dem sie zunächst Sympathie entgegenbringt, als verwöhnten, feigen, hinterlistigen, großsprecherischen jungen Mann kennen, der nur an sich selbst denkt. Und sie fragt sich, ob die Entscheidung des Vaters, ihn auf den fatalen Orakelspruch hin auszusetzen, nicht ebenso schlimm, ebenso menschenverachtend gewesen sei wie die Tat *Agamemnons*, der *Iphigenie* opferte, um sich die Götter für einen Kriegszug gewogen zu machen. *Kassandra* erkennt, daß *Priamos*, ihr Vater, nicht mehr Herr seiner Entscheidungen ist und dies um so weniger, je länger der Krieg dauert. *Eumelos*, der Führer der Palastwache, zieht die Fäden, auf eine schwer durchschaubare, aber wirkungsvolle Weise. Sie nimmt Veränderungen wahr, zunächst im Sprachgebrauch. *Menelaos* wird plötzlich nicht mehr ‚Gastfreund‘ genannt, sondern – zuerst hinter vorgehaltener Hand, dann offener – ‚Kundschafter‘, ‚künftiger Feind‘. Er wird von einem „Sicherheitsnetz“

umgeben; und wer am Wort ‚Gastfreund‘ festhält, wird beargwöhnt. (K 64) Schrittweise verändert sich das gesamte Beziehungsfeld, ohne daß vorerst andere als semantische Verlagerungen eingetreten wären, die der „fähige“ Eumelos lancierte, natürlich nicht ohne Hintergedanken. Cassandra: „Fatal der leere Raum, der sich um mich gebildet hatte“ (K 64).

In diesem Klima hat die Nachricht, Paris habe Helena nach Troia entführt und die Schwester des Königs dankenswerterweise zurückgeholt, hochpolitische Bedeutung: Cassandra erkennt aber die wahren Motive des Paris. Ihm, dem Ausgesetzten, ging es offenbar darum, sich „nicht mehr klein, unsichtbar womöglich“ machen zu müssen: er kann nun höchste Ansprüche stellen. Cassandra ahnt, daß er Helena nicht entführte, weil er sie liebt, sondern weil sie als die schönste aller Frauen gilt, und weil er durch ihren Besitz der erste aller Männer wird. (K 67) Und es entgeht ihr auch die Tatsache nicht, daß Helena gar nicht bis Troia kam, sondern daß sie ihrem Bruder schon in Ägypten abgenommen worden war. Dies die private Seite der Täuschung. In der Öffentlichkeit, dafür sorgt Eumelos, bleibt es bei der Legende, daß der Kampf um Helena der eigentliche Kriegsgrund sei; dabei ist es offenbar der vorgetäuschte, denn in Wirklichkeit geht es – so die Version des Buchs – um den Besitz des Helespont, also um strategischen Vorteil, um Machtpositionen. Während sich alle auf die neuen Begründungen und Zuordnungen einlassen und sich auch der veränderten Sprachregelung unterwerfen, erinnert Cassandra: „Ich aber. Ich allein sah. Oder ‚sah‘ ich denn? Wie war das doch? Ich fühlte. Erfuhr – ja, das ist das Wort; denn eine Erfahrung war es, ist es, wenn ich ‚sehe‘ ‚sah‘: Was in dieser Stunde seinen Ausgang nahm, war unser Untergang“ (K 68).

Täuschung, Betrug, Hinterhältigkeit, Machtmißbrauch und eine zynische Mißachtung dessen, was man Sprachvertrauen nennen könnte (Vertrauen in das bewährte Übereinkommen sprachlicher Regelungen) stehen im „nüchternen Licht der Tage und Nächte“ den Tatsachen entgegen. Diese Diskrepanz, die Cassandra wahrnimmt, droht sie zu zerreißen:

„Dann fiel der Vorhang vor mein Denken. Der Schlund öffnete sich. Dunkelheit. Ich stürzte ab. Auf grauenerregende Weise soll ich gegurgelt haben, Schaum sei mir vor den Mund getreten . . . In meinem Zimmer sei ich eingeschlossen worden . . . Unter den Geschwistern habe sich in Windeseile das Gerücht verbreitet, ich sei wahnsinnig. – . . . Essen wollte ich nicht. Ich wollte diesen Leib nicht füttern. Ich wollte diesen verbrecheri-

schen Körper, in dem die Todesstimme ihren Sitz hatte, aushungern, ausdörren. Wahn-Sinn als Ende der Verstellungsqual. Oh, ich genoß ihn fürchterlich, umgab mich mit ihm wie mit einem schweren Tuch, ich ließ mich Schicht für Schicht von ihm durchdringen. Er war mir Speise und Trank. Dunkle Milch, bitteres Wasser, saures Brot. – . . . in mir wurde gekämpft, das merkte ich wohl. Zwei Gegner auf Leben und Tod hatten sich die erstorbne Landschaft meiner Seele zum Kampfplatz gewählt. Nur der Wahnsinn schützte mich vor dem unerträglichen Schmerz, den die beiden mir sonst zugefügt hätten. So hielt ich am Wahnsinn fest, er an mir. In meinem tiefsten Innern, dort, wohin er nicht vordrang, hielt sich ein Wissen von den Zügen und Gegenzügen, die ich mir ‚weiter oben‘ erlaubte; ein humoristischer Zug in jedem Wahnsinn. Der hat gewonnen, der ihn zu erkennen und zu nutzen weiß.“ (K 69–70)

Und doch, es gelang ihr, sich aus dem Wahnsinn zu lösen, oder besser: über dem Kampf der Widersacher in ihrem Innern, der die Konflikte draußen wiederholt, die Fähigkeit zu erhalten, die Vorgänge um sie herum zu beurteilen und zu handeln. Die schlimmste Verschärfung des Widerspruchs – eines unlösbaren Widerspruchs – erfährt sie im Zwiespalt, der auch der Zwiespalt anderer Frauen ist: Troja hassen und doch den Sieg wünschen zu müssen.

Allmählich gibt es nichts mehr, an dem sie nicht die den anderen verborgenen Widersprüche der Zustände und Verhältnisse wahrnimmt.

„Ich war Zeugin, wie im Hin und Her zwischen dem Palast und den Tempelpriestern, in Tag- und Nachtsitzungen des Rats eine Nachricht hergestellt wurde, hart, gehämmert, glatt wie eine Lanze: Paris der Troerheld habe auf Geheiß unsrer lieben Göttin Aphrodite Helena, die schönste Frau Griechenlands, den großmäuligen Griechen entführt und so die Demütigung gelöscht, die unserm mächtigen König Priamos einst durch den Raub seiner Schwester angetan worden war. – Jubelnd lief das Volk durch die Straßen. Ich sah eine Nachricht zur Wahrheit werden.“ (K 74–75)

Jedes Wort an der offiziellen Version der Ereignisse ist Lüge. Zumindest grobe Verzerrung nach einem Muster, das den Interessen des Eumelos entspricht, d. h. jener fatalen Selbstdeutung der Stadt Troia, die nur mehr Freud-Feind-, Sieg-Niederlage-Denken zuläßt. Cassandra erkennt dies. Später fragt sie sich, warum sie es vermieden hatte, das Staatsgeheimnis laut hinauszuschreien. Sie findet ein „Gran von Berechnung“ (K 80) in ihrer Selbstentäußerung: „Der Eumelos in mir verbot es mir.“ (K 79) Und sie schwieg, wohl auch des Vaters wegen, den sie trotz allem liebte. Im Zusammenhang dieser Szene fällt das Wort: „Laßt Euch nicht von den

Eigenen täuschen.“ (K 77) Cassandra weiß: „Ein Krieg, um ein Phantom geführt, kann nur verlorengeln.“ (K 60) Sie versucht, dem Vater den Traum der zwei Drachen, die miteinander kämpfen, zu deuten: „Du liegst, sagte ich dem Vater, mit dir selbst im Widerstreit. Hältst dich selbst in Schach. Lähmst dich.“ (K 76) Der Vater versteht sie nicht. Er ist das Opfer von Nachrichten, die in seinem Haus hergestellt werden: „Bewaffnen muß ich mich, um meinen tückischen und schwerbewaffneten Feind zu überwältigen. Den Waffenschmieden habe ich schon befohlen, ihre Produktion zu steigern.“ (K 76) Und Panthoos, der Oberpriester, der Cassandra in die Liebe einführte, er erkennt die Zusammenhänge, aber er ist nicht bereit, sich dem Gang des Geschehens entgegenzustellen: „Es sind doch alles Bestien, Cassandra. Halb Bestien, halb Kinder. Sie werden ihren Begierden folgen, auch ohne uns. Muß man sich denen in den Weg stellen? Daß sie uns niedertrampeln? Nein. Ich habe mich entschieden.“ (K 76)

Ich verzichte darauf, den sich wechselseitig bedingenden Zusammenhang von Wahrnehmungsvermögen und Widerspruchserfahrung an weiteren Erzählabschnitten nachzuweisen. Von der Beziehung zum Vater, zur Mutter, zur Schwester Polyxena und zu den Brüdern – jede für sich spannungsvoll und konfliktreich – wäre zu sprechen, überhaupt von den Familienverhältnissen im Königshaus; man erinnert sich an das, was *Christa Wolf* in „Kindheitsmuster“ über Familien-Identität schrieb: „... eine Familie ist eine Zusammenrottung von Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts zur strikten Verbergung gemeinsamer peinlicher Geheimnisse.“ (KM 77)⁹

Aber auch über Aineias wäre nachzudenken, über die besondere Erfahrung ihrer Liebe zueinander und über die Gewißheit – jedenfalls von seiten Kassandras – daß es keinen Weg gibt, die Kluft zwischen beiden im Sinne einer neuen, durch die Verhältnisse unbelasteten Beziehung zu überwinden; auch hier wird zuletzt das Trennende schärfer wahrgenommen als das Verbindende. Kassandras Isolierung wächst mit dem Fortgang des Krieges und der um sich greifenden Deformation der Menschen um sie. Im gleichen Maß wächst aber auch ihre Fähigkeit, das, was sie draußen an Erschreckendem erfährt, als widersprüchliche, nicht integrierbare Elemente ihres Ich wahrzunehmen: die tierische Lust des Achill, die haßblinde Männerfeindlichkeit Penthesileas, die Winkelzüge des Staatsdieners Eumelos. Es gelingt ihr, tierische Lust *nicht* mit tierischer Lust zu beantworten, dem Haß *nicht* mit Haß zu begeg-

nen und auf Intrigen *nicht* Intrigen zu setzen. Aber sie weiß, das Tier, der Haß und das Kalkül, sie sitzen auch in ihr. Sie hat erfahren, daß all das, was sie an Lebenswidrigem draußen sieht und erfährt, auch Teil von ihr selbst ist. Die Widersprüche Troias wiederholen sich in ihr, sie trägt sie bis in den Tod. Während Troia an diesen Widersprüchen zugrundegeht, steigern sich in Cassandra Sehkraft und Sehvermögen zu höchster Anspannung. Weniger denn je kann sie Partei ergreifen, d.h. sich mit der einen oder anderen Gruppe identifizieren. Auch nicht mit Aineias. Dabei gibt es nichts, was ihr erspart bleibt, auch nicht die physische Gewalt – durch die Eigenen und durch Fremde. Nicht nur daß sie in Ketten gelegt wird, sie muß es hinnehmen, – ehe Agamemnon sie entführt – daß Aias – nicht der große kraftvolle Streiter, der mit seinem Schild einem Turm gleicht, sondern Klein-Aias, der arrogante, eingebildete, gerissen-skrupellose Held – sie unter der Statue der Athene vergewaltigt.

„... als Beispiel, nicht beispielhaft, als Gestalt kein Vorbild“ (N 46), hieß es von Christa T. Und doch, man kann nicht leugnen, daß einem als Leser das Beispielhafte dieser Gestalt nicht unbe-rührt läßt. Wenn ich mich nicht täusche, hat das außerordentliche Echo, das Cassandra fand, zwei Gründe (jedenfalls auch diese): Es macht am Schicksal Kassandras zweierlei erfahrbar: (1) ein Wahrnehmungsvermögen, das die gewohnten Identifikationen hinter sich zurückläßt. Cassandra: also eine Figur, die die herkömmlichen Muster des Sich-Identifizierens aufkündigt, ohne andere an deren Stelle zu setzen. Warum wehren wir uns als Leser nicht dagegen? Sind sie uns selbst fragwürdig geworden? Unversehens? Oder – und dies halte ich für bedenkenswert: Läuft die Identifikation vieler Leser mit der Figur der Cassandra nicht über deren Identifikationsverweigerung? Aus guten Gründen und unbeirrbar? – Und (2) wir sehen, daß hier eine Figur Spannung und Widerspruch aushält, bis zuletzt, und mit der Gewißheit, daß die Zukunft, das „gründlich andere“ (N 101), nicht nach den Erfahrungen unserer Welt konzipiert werden kann, sondern daß es vielmehr darauf ankommt, den Widersprüchen eine Veränderungsbereitschaft auf dieses „gründlich andere“ hin abzugewinnen, und das heißt ein ‚Produktivwerden‘ in diesem Sinn in Gang zu bringen.

Nach diesen Beobachtungen am Text nun Überlegungen zur Figurenkonzeption in den Erzählungen *C. Wolfs*, insbesondere in „Kassandra“, mit der Frage, was sie in Hinblick auf ‚Identität‘ bedeuten. Das Wort ‚Identität‘ ist in den letzten Jahren zu einem fast

universellen, handlichen Begriff geworden, nicht selten zum Klischee. Zum anderen besitzt der Begriff eine Vieldeutigkeit, die sich aus der Verwendung in verschiedenen Fachdisziplinen ergibt. Jeder Versuch, den Begriff zu definieren, stellt vor schier unlösbare Probleme. Im Zusammenhang literarischer Werke liegt die Orientierung am Identitäts-Begriff der Psychologie nahe. Doch auch hier hätten wir zu differenzieren. Für meine weiteren Überlegungen kann es genügen, wenn ich mich am Identitätsbegriff *Eriksons* orientiere.¹⁰ *Erikson* weist zum einen auf ein inneres Sich-selbstgleich-Sein des einzelnen hin, das sich dem Bewußtsein als Kontinuität in Raum und Zeit vermittelt; eng damit verbunden ist die Erfahrung der Teilhabe des einzelnen an bestimmten gruppenspezifischen Merkmalen, d. h. die durchgehende Übereinstimmung des persönlichen Stils mit dem Anderer der Umgebung, die einem wichtig sind. Dieses Sich-selbst-gleich-Sein ist zum anderen gekennzeichnet durch entwicklungspezifische Krisen, die der einzelne zu überwinden hat. Urvertrauen gegen Mißtrauen, Autonomie gegen Scham und Zweifel usw. bis zu Integrität gegen Lebens-Ekel im reifen Erwachsenenalter.¹¹

Zu einer solchen Vorstellung von Identität gehört die gelungene Synthetisierung von inneren und äußeren Faktoren, der Ausgleich widerstrebender Elemente unterschiedlicher Herkunft, die Fähigkeit des Integrierens heterogener Bausteine, das Bestreben nach Zusammenhalt innen bei Solidarität und Widerspruch mit draußen, und dies vor allem in Hinblick auf wesentliche und bestimmende Aspekte der eigenen Lebensführung.

Dieser Identitätsbegriff *Eriksons* ist ein Konstrukt, in dem bestimmte anthropologische Vorstellungen und Vorentscheidungen zum Ausdruck kommen; er kann und will seine christlich-humanistischen Grundvorstellungen nicht verleugnen. Dazu gehört eben, daß (1) der einzelne in einem Sinnzusammenhang gedacht wird, den Einheit, Ausgleich und Harmonie charakterisieren sollen, und zu dem (2) auch gehört, daß er das Nicht-Angemessene (oder was ihm so erscheint) ignorieren, unbeachtet lassen, als Nicht-Integrierbares abwehren oder verdrängen kann: Identität ist danach auch bestimmt durch „die Bereitschaft, Einflüsse und Menschen von sich fernzuhalten, zu isolieren und, falls notwendig, zu zerstören, die einem für das eigene Wesen gefährlich erscheinen.“¹²

Zur Vorstellung von Identität gehört also auch, daß das Widerspruchsvolle, das Störende, das Spröde – und das ist häufig das Unbekannte, das Nicht-Vertraute, das mit Angst Besetzte – im

Prozeß der Entwicklung, und dazu gehört auch Erziehung und in manchen Fällen Therapie und Analyse, bis zu einem gewissen Grad ausgeglichen, vereinheitlicht, zumindest handhabbar gemacht wird. Darin kann auch ein Problem liegen. Der Gedanke, ist nicht von der Hand zu weisen, daß Identität erkaufte sein kann durch die Bereitschaft, auf Wahrnehmung zu verzichten, durch die Neigung, Herausforderungen vorschnell abzuwehren, und das heißt, das dem einzelnen Widerstrebende auch nicht in seinen fördernden Möglichkeiten wirksam werden zu lassen. Freiwillige Einschränkung des Wahrnehmungsvermögens und Reduktion auf das (leicht) Integrierbare können die Folge sein. Kaum je, so scheint mir, wird über die ‚Gestehungskosten‘ von Identität nachgedacht.

Bezogen auf *Christa Wolfs* *Kassandra* heißt dies: Die Erzählerin ist nicht interessiert an dem, was ausgeglichen, vereinheitlicht, synthetisiert, integriert und in diesem Sinn handhabbar gemacht werden kann, sondern am Unaufgelösten, Nicht-Angepaßten, Widersprüchlichen, Nicht-Identischen. Sie denkt über das Offene nach, über das Auf-dem-Weg-Sein, über das Sich-Aussetzen, über das Sich-Erproben – mit allem Risiko.

Ich will dies zu erläutern versuchen: *Erikson* (wie viele mit ihm) ist an einem Identitätsbegriff orientiert, der sich auf die Tatsache entwicklungsspezifischer Krisen und die Notwendigkeit stützt, das Widersprüchliche, Widerstrebende und Diffuse im Ich zu integrieren. Wie immer spannungsvoll und dynamisch dies gedacht und gesehen ist, der Blick ist auf das Ich gerichtet und auf das Ausmaß des Gelingens einer solchen Ich-Integration.

Wer in der ersten Zeile von Nachdenken über *Christa T.* den Satz findet „Versuch, man selbst zu sein“ (N 9), wird zunächst an eine solche Identitätserwartung denken. Im Erzählabschnitt über den Ungarnaufstand nimmt die Erzählerin diese „Folge von fünf Wörtern“ (N 136) wieder auf – in der scharfen Widerspruchssituation der Erzählzusammenhänge erhalten diese fünf Worte aber einen neuen Klang. Sie bedeuten nicht, ‚Man-selbst-Sein‘ im Widerspruch, sondern ‚Man-selbst-Sein‘ durch Produktiv-Machen des Widerspruchs. Man wird einwenden: Auch das ist Identität. Ich erwidere: Ja, aber mit einer so entscheidenden Veränderung der Akzente, daß es sich fragt, ob es sinnvoll ist, den Begriff ‚Identität‘ dafür zu verwenden. Wenn man in Kategorien des Produktiv-Machens von Widersprüchen im Ich denkt (phantasiert), liegt der Akzent nicht auf den stimmenden Ich-Zusammenhängen, ist der Blick nicht auf den einzelnen gerichtet und auf die Annahme, daß

das in sich identische Ich auch das sozial verlässlichste, brauchbarste und nützlichste sei, sondern auf den historischen Prozeß, den der einzelne mit voranbringen kann und soll. Dies ist es, was ‚Lichtwechsel‘ bedeutet: In einer entfremdeten Welt (in Ost und West), in der Zweckrationalismus, Denkbegrenzungen, festgefahrene Geschlechterrollen, fatale Heldenvorstellungen, Körperfeindlichkeit und Gefühlsverödung zu einem erschreckenden Wahrnehmungsverlust geführt haben und Wahrnehmungsverlust diese Defizite immer wieder verstärkt, bedeutet ‚Man-selbst-Sein‘ nicht mehr: ‚Identität‘ im gewohnten Sinn – jedenfalls nicht nur. In einer fatal entfremdeten Welt wäre gar nicht zu verhindern, daß man das für das Ich Brauchbare, aber höchst Fragwürdige der Welt draußen in dieses Ich integriert, mit der Konsequenz, daß es nicht gelingt, nicht gelingen kann, den Teufelskreis Subjekt-Zentrierung, wie er in der gewohnten Identitätsvorstellung zum Ausdruck kommt, und Entfremdung mit den genannten Symptomen zu durchbrechen. Statt dessen kommt es vielmehr darauf an, den Widerspruch im Ich nicht Ich-fördernd aufzulösen, sondern für eine Veränderung der Verhältnisse draußen produktiv zu machen. Mehr noch: In einer Welt, deren Abläufe in einer unvorstellbaren Weise entmenschlicht sind – ist es da nicht geradezu notwendig, den gewohnten Identitätsbegriff aufzukündigen? Könnte Man-selbst-Sein in einer solchen Welt nicht immer nur ein vermeintliches sein? Eines, das gar nicht anders kann, als unbrauchbare Zuordnungen anzustreben, unwirksame Zurichtungen herbeizuführen und falsche Alternativen zu entwerfen? – Und das sind in Wirklichkeit eben keine. Man darf sich nicht täuschen. Die Ich-sagende Cassandra stellt nicht den Anspruch, als Verkörperung eines personalen Ich gedacht zu werden, von dem Vereinheitlichung ausgeht und das kohärenzfähig ist, sondern als Trägerin von Spannung und Widerspruch.

Ein Denken, ein Phantasieren, das die Virulenz entwickelt, von der eben die Rede war, kann seine Voraussetzungen in geschulter Dialektik nicht verleugnen. Hier wird aus der intensiven Vertrautheit mit dialektisch-materialistischem Denken auf die tief beunruhigende Erfahrung reagiert, daß der Sozialismus selbst Widerspruch und Entfremdung produziert: Solches Reagieren auf das Entfremdende im real vorhandenen Sozialismus versteht sich zugleich als der Versuch, sich in einer Welt konstruktiv zu verhalten, die als ganze aus den Fugen geraten ist. Die Widersprüche, die eine solche Welt hervorbringen, produktiv zu machen, kann – dialek-

tisch und poetisch – nicht bedeuten, das Ergebnis eines solchen Produktiv-Machens abzubilden. Nicht ein veränderter real existierender Sozialismus kann das Ergebnis sein, sondern ein Drittes, das ganz Andere, das sich im Prozeß herausbildet.

Man kann nicht übersehen, daß die Art des Produktivwerdens von Widersprüchen, die *Christa Wolf* von dialektischen Grundannahmen her entwickelt, an christliche Vorstellungen erinnert, wonach der Widerspruch, in dem der Mensch steht, unauflösbar ist und in keiner Form von – irdischer – Harmonie aufgehoben werden kann. So weist *Kierkegaard* immer wieder darauf hin, daß es vor allem diese Paradoxie sei, die das Christentum charakterisiere und qualifiziere. Dies geschieht dort besonders eindrucksvoll und überzeugend, wo er die auf Synthese hin konzipierte Dialektik *Hegels* zurückweist und u. a. jene Widersprüche im Staatsgefüge betont, deren Aufrechterhaltung für den Menschen geradezu unverzichtbar ist.¹³

Trotz aller Mißstände in der DDR und in der Welt hält *Christa Wolf* daran fest, daß Veränderung möglich ist. Sie läßt Christa T. das Recht vertreten auf „Erfindungen, die kühn sein sollten, aber niemals fahrlässig. – Weil nicht Wirklichkeit wird, was man nicht vorher gedacht hat.“ (N 172) *Christa Wolfs* Erzählungen sind Versuche, vorherzudenken, aber nicht aus dem „gefährlichen Wunsch nach reiner, schrecklicher Vollkommenheit“ (N 145), sondern aus dem ‚bitter-schönen‘ Bestreben – wie sie mit *Heiner Müller* sagt – „das Unkenntliche kenntlich zu machen, das vom Menschen noch nicht Gesehene oder Erlebte oder noch nicht bis zum Ende Durchdachte, benennen, durchdenken. Ihm möglich machen, es sich anzueignen.“ Und sie fügt hinzu: „In diesem Sinne: Produktivkraft Literatur!“¹⁴

Christa Wolfs Poetik und Darstellung zielen also nicht auf die ‚runde Gestalt‘, sei sie am positiven oder am negativen Beispiel exemplifiziert. Sie zeigt nicht den Weg zur Vervollkommnung, aber sie entwirft auch nicht ein Bild hoffnungslosen Ausgesetztseins. Sie will offenbar sagen: Was zählt – nicht für das Überleben Christa T.s oder Kassandras, wohl aber für die Selbstbehauptung der Erzählerin und des Lesers – ist nicht die gelungene Vereinheitlichung der Widersprüche im Ich, sondern die Fähigkeit und der Mut, das Antagonistische wahrzunehmen und die Widersprüche, in die dies unweigerlich führt, bis zur letzten Konsequenz durchzustehen – um so auf „dem Weg zu bleiben“, sich offen zu halten für das ‚gründlich andere‘, für das „Dritte“. Es ist „unseretwegen“, daß

wir über sie nachdenken, sagt *Christa Wolf* von Christa T., „wir brauchen sie“. (N 10) Und mit entwaffnender Selbstsicherheit fügt sie an: „Wer . . . auf größere, nützlichere Lebensläufe zeigt, hat nichts verstanden.“ (N 135)

Anmerkungen

- 1 *Christa Wolf*: Materialienbuch. Neue, überarbeitete Ausgabe. Hg. v. *Klaus Sauer*. Darmstadt und Neuwied 1983, S. 72.
- 2 *Christa Wolf*: Ich bin schon für eine gewisse Maßlosigkeit. Die Schriftstellerin im Gespräch mit Wilfried F. Schoeller. In: *Süddeutsche Zeitung* 11./12. 3. 1979, S. 129–131.
- 3 *Joachim Walther* (Hg.): *Meinetwegen Schmetterlinge*. Gespräche mit Schriftstellern. Berlin (Ost) 1973, S. 119.
- 4 *Christa Wolf*: *Lesen und Schreiben*. Neue Sammlung 2. erw. Aufl. Darmstadt und Neuwied 1981, S. 75 (Gespräch mit Hans Kaufmann).
- 5 *Documentation: Christa Wolf*. In: *The German Quarterly* 57, 1987, S. 114 (Gespräche).
- 6 N = *Christa Wolf*: *Nachdenken über Christa T.* Darmstadt und Neuwied 1971. 22. Aufl. 1984, S. 136.
- 7 Vgl. *Christa Wolf* (Anm. 4), S. 98–99.
- 8 K = *Christa Wolf*: *Kassandra*. Erzählung. Darmstadt und Neuwied 1983, S. 8.
- 9 KM = *Christa Wolf*: *Kindheitsmuster*. Roman. Darmstadt und Neuwied 1979, 10. Aufl. 1983, S. 77.
- 10 vor allem *Erik H. Erikson*: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt 1973 (stw 16).
- 11 vgl. Diagramm C. *Erikson* (Anm. 10), S. 150–151.
- 12 *Erikson* (Anm. 10), S. 115.
- 13 Ausführlich in: *Furcht und Zittern*. Düsseldorf, Köln o. J. (*Gesammelte Werke*, 4. Abt.) und in: *Die Tagebücher*. Düsseldorf, Köln 1974, Bd. 5, S. 318–19 („Der Staat“).
- 14 Vgl. *Joachim Walther* (Anm. 3), S. 122.